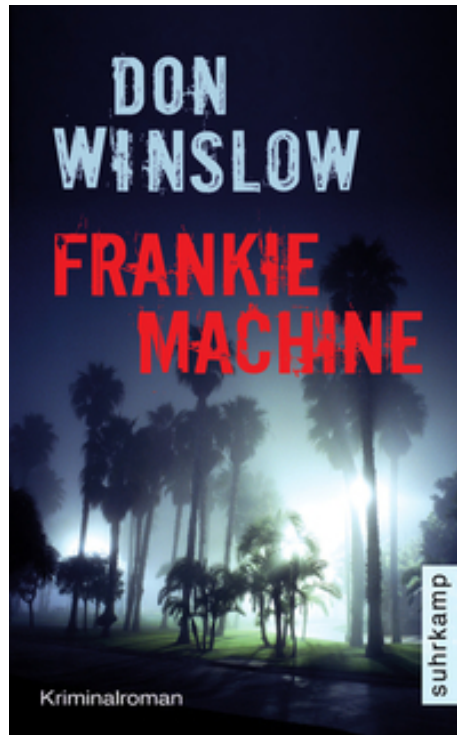


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Winslow, Don
Frankie Machine

Kriminalroman
Aus dem Amerikanischen von Chris Hirte

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4121
978-3-518-46121-1

suhrkamp taschenbuch 4121

Frank Machianno ist ein geschiedener Kleinunternehmer, ein leidenschaftlicher Liebhaber und eine feste Stütze des Strandlebens von San Diego – der Mann vom Angelladen, den alle mögen und der immer noch gerne surft, obwohl er nicht mehr der Jüngste ist. Er ist auch ein Mafiakiller im Ruhestand: Frankie Machine, bekannt für gnadenlose Effizienz. Er hat das Geschäft hinter sich gelassen, und so soll es auch bleiben. Doch dann holt ihn die Vergangenheit ein: Jemand will ihn töten, und Frankie Machine muss ihn zuerst finden. Das Problem: Die Liste der Verdächtigen ist länger als die kalifornische Küste ...

Don Winslow arbeitete als Privatdetektiv in New York, als Safari-führer in Kenia und lebt heute als Autor in Südkalifornien.

Don Winslow

FRANKIE MACHINE

Kriminalroman

Aus dem Amerikanischen von

Chris Hirte

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
The Winter of Frankie Machine
bei Alfred A. Knopf,
a division of Random House, Inc., New York.

© Don Winslow, 2006

suhrkamp taschenbuch 4121
Deutsche Erstausgabe
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlag: HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur
ISBN 978-3-518-46121-1

1 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

FRANKiE MACHiNE

*Für Bill McEaney
Lehrer, Freund und Virtuose der Lebenskunst*

01 Ich zu sein macht eine Menge Arbeit. Denkt Frank Machianno, als der Wecker um drei Uhr fünfundvierzig losgeht. Er rollt sich aus der Kiste und spürt die kalten Dielen unter den Füßen.

Recht hat er.

Es macht wirklich eine Menge Arbeit, er zu sein.

Frank tappt über den Dielenboden, den er eigenhändig geschmirgelt und versiegelt hat, und geht unter die Dusche. Zum Duschen braucht er nur eine Minute, was einer der Gründe ist, weshalb er sein silbergraues Haar kurz hält.

»Dann dauert es mit dem Waschen nicht so lange«, erklärt er Donna, wenn sie sich darüber mokiert.

Er braucht dreißig Sekunden zum Abtrocknen, dann wickelt er sich das Handtuch um die Hüfte – die in letzter Zeit rundlicher wird, als ihm lieb ist –, rasiert sich, putzt sich die Zähne. Sein Weg in die Küche führt durchs Wohnzimmer, wo er zur Fernbedienung greift, einen Knopf drückt, und schon dröhnt *La Bohème* aus den Lautsprechern. Eine der schönen Seiten des Single-Daseins – vielleicht die einzige, denkt Frank –, dass man morgens um vier Opern hören kann, ohne jemanden zu belästigen. Und das Haus ist so massiv gebaut, mit dicken Wänden, wie sie früher mal üblich waren, dass Franks morgendliche Arien auch die Nachbarn nicht stören.

Frank hat zwei Abonnements bei der San Diego Opera, und Donna tut netterweise so, als würde sie ihn mit größtem Vergnügen in die Oper begleiten. Sie hat sogar darüber hinweggesehen, dass ihm bei Mimis Tod am Ende von *La Bohème* die Tränen kamen.

Jetzt, auf dem Weg in die Küche, singt er zusammen mit Victoria de los Angeles:

... *ma quando vien lo sgelo,
Il primo sole è mio,
Il primo bacio dell'aprile è mio,
Il primo sole è mio ...*

Frank liebt seine Küche.

Die klassischen Schwarzweißkacheln auf dem Fußboden hat er selbst verlegt, beim Einbau der Tresen und Schränke hat ihm ein Freund geholfen, der Zimmermann ist. Der alte Fleischerblock fand sich in einem Antikshop in Little Italy und war in einem traurigen Zustand, als er ihn kaufte – ausgetrocknet und rissig. Es musste ihn monatelang mit Öl einreiben, bis er wieder tiptop war. Aber er liebt den Block wegen der Gebrauchsspuren, der alten Scharten und Narben – Ehrenabzeichen nennt er sie, erworben für jahrelange treue Dienste.

»Sieh doch mal, die haben das Ding richtig *benutzt*«, erwiderte er Donna auf die Frage, warum er sich nicht einfach einen neuen gekauft hat, was er sich ohne weiteres leisten konnte. »Wenn du näher rangehst, kannst du sogar riechen, wo sie den Knoblauch gehackt haben.«

»Italiener und ihre Mütter«, sagte Donna.

»Meine Mutter war eine gute Köchin. Aber wer *richtig* kochen konnte, das war mein Alter. Der hat's mir beigebracht.«

Und das ganz ordentlich, dachte Donna. Was immer man über Frank Machianno denken mag – dass er manchmal ganz schön nervt, zum Beispiel –, kochen kann er wirklich. Der Mann weiß auch, wie man eine Frau behandelt. Und vielleicht gehören die beiden Sachen zusammen. Aber eigentlich war es Frank, der sie auf diesen Gedanken gebracht hat.

»Eine Frau lieben, das ist, wie wenn man eine gute Sauce kocht«, erklärte er ihr eines Nachts im Bett beim »Nachglühen«.

»Frank, lass es lieber stecken«, sagte sie.

Nein, er wollte es loswerden. »Du musst dir Zeit lassen, die richtigen Gewürze nehmen, *genau* die richtige Menge, jedes einzeln abschmecken und dann *ganz langsam* Hitze zugeben, bis es blubbert.«

Das ist der einzigartige Charme von Frank Machianno, dachte sie neben ihm liegend – dass er deinen Körper mit einer Sauce Bolognese vergleichen kann, ohne mit einem Fußtritt aus dem Bett befördert zu werden. Vielleicht weil er es wirklich so meint. Sie ist mit ihm kreuz und quer durch die Stadt gefahren, zu fünf verschiedenen Läden, um fünf verschiedene Zutaten für ein einziges Essen zu besorgen. (»Die *salsiccia* ist bei Cristafaro einfach besser, Donna.«) Dieselbe Liebe zum Detail beweist er auch im Schlafzimmer. Dieser Mann, so darf man sagen, bringt die Sauce wirklich zum Blubbern.

An diesem Morgen nimmt er wie immer die grünen Kona-Kaffeebohnen aus dem vakuumversiegelten Glas und löffelt sie in den kleinen Röster. Den hat er in einem der Gourmetkataloge gefunden, die immer mit der Post kommen.

Donna regt sich ständig auf wegen seiner Kaffeebohnenmacke.

»Kauf dir einen Automaten mit Zeitschalter«, hat sie gesagt. »Dann ist er fertig, wenn du aus der Dusche kommst. Du kannst sogar ein paar Minuten länger schlafen.«

»Aber er wäre nicht so gut.«

»Du zu sein macht eine Menge Arbeit«, meinte Donna darauf.

Was soll ich sagen? dachte Frank. Es *stimmt*.

»Schon mal was von *Lebensqualität* gehört?«, hat er sie gefragt.

»Klar«, war ihre Antwort. »Wenn es ums Sterben geht. Ob man den Stecker ziehen soll oder nicht.«

»*Das hier* ist Lebensqualität«, hat Frank ihr erwidert.

Und es stimmt wirklich, denkt er an diesem Morgen, als er den Duft der röstenden Bohnen einsaugt und das Wasser aufsetzt. Lebensqualität hat mit den *kleinen* Dingen zu tun – dass man sie gut macht, dass man sie richtig macht. Er nimmt eine kleine Pfanne vom Haken über dem Fleischerblock, setzt sie auf den Herd und schneidet eine dünne Scheibe Butter hinein. Als die Butter zu brutzeln beginnt, schlägt er ein Ei in die Pfanne und lässt es braten, während er einen Zwiebelbagel in zwei Hälften schneidet. Dann schiebt er das Ei vorsichtig mit einem Plastikwender (grundsätzlich nur Plastik – Metall würde die Teflonbeschichtung zerkratzen, was Donna immer zu vergessen scheint, weshalb sie in Franks *cucina* nicht kochen darf) auf eine der beiden Hälften, legt die andere obendrauf und wickelt das Eiersandwich in eine Leinenserviette, um es warm zu halten.

Donna natürlich kritisiert ihn wegen des täglichen Eis.

»Es ist ein Ei«, erklärt er ihr, »keine Handgranate.«

»Du bist zweiundsechzig Jahre alt, Frank«, sagt sie, »du musst auf deinen Cholesterinspiegel achten.«

»Nein, das mit den Eiern stimmt nicht, haben sie rausgefunden. Das ist üble Nachrede.«

Auch seine Tochter Jill bearbeitet ihn deswegen. Sie hat gerade ihr Medizin-Vorstudium an der Uni von San Diego abgeschlossen, deshalb weiß sie natürlich über alles Bescheid. Er widerspricht ihr da. »Du bist *Vorstudentin*«, sagt er. »Wenn du fertig studiert hast, kannst du mir mein Frühstücksei vermiesen.«

Amerika, denkt Frank. Wir sind das einzige Land der Welt, das Angst vor seinen Nahrungsmitteln hat.

Wenn das tödliche Ei-Sandwich fertig ist, sind auch die Kaffeebohnen geröstet. Er mahlt sie genau zehn Sekunden lang in der Kaffeemühle, dann schüttet er den gemahlene Kaffee in den französischen Kaffeebereiter, gießt kochendes Wasser drauf und lässt den Kaffee die empfohlenen vier Minuten ziehen.

Diese vier Minuten sind keine verschwendete Zeit.

Frank nutzt sie, um sich anzuziehen.

»Wie sich ein zivilisierter Mensch in vier Minuten anziehen kann, ist mir ein Rätsel«, hat Donna dazu bemerkt.

Das ist ganz leicht, denkt Frank, besonders wenn man die Sachen am Abend vorher zurechtgelegt hat und zum Angelladen will. An diesem Morgen also zieht er frische Unterwäsche an, dicke Wollsocken, ein Flanellhemd und alte Jeans, dann setzt er sich auf die Bettkante und steigt in seine Arbeitstiefel.

Als er in die Küche zurückkommt, ist der Kaffee fertig. Er gießt ihn in eine Isoliertasse aus Metall und nimmt seinen ersten Schluck.

Frank liebt diesen ersten Schluck Kaffee.

Besonders wenn er frisch geröstet ist, frisch gemahlen und frisch gebrüht.

Lebensqualität.

Auf die kleinen Dinge kommt es an.

Er drückt den Deckel auf die Isoliertasse und stellt sie auf den Tresen, dann nimmt er den alten Kapuzenpullover vom Wandhaken und zieht ihn über, stülpt sich eine schwarze Wollmütze auf den Schädel und holt Autoschlüssel und Brieftasche von ihrem gewohnten Platz.

Schließlich steckt er die gestrige *Union-Tribune* mit dem ungelösten Kreuzworträtsel ein. Das nimmt er sich am Vormittag vor, wenn im Angelladen Flaute herrscht.

Er greift sich die Kaffeetasse und das Ei-Sandwich, schaltet die Stereoanlage aus und ist startbereit.

Es ist Winter in San Diego und kalt.

Sagen wir, *relativ* kalt.

Nicht wie in Wisconsin oder North Dakota, wo die Kälte richtig weh tut, wo der Motor streikt und man Angst hat, dass einem das Gesicht abplatzt und runterfällt. Aber an

einem Januarmorgen um vier Uhr zehn ist es auf der nördlichen Halbkugel überall kalt, zumindest ein bisschen. Besonders, denkt Frank, als er in seinen Toyota-Van steigt, wenn du über sechzig bist und es morgens eine Weile dauert, bis der Kreislauf in Schwung kommt.

Aber Frank liebt den frühen Morgen. Das ist seine schönste Tageszeit.

Eine Zeit der Ruhe, der einzige Teil seines gut gefüllten Arbeitstags, an dem nichts los ist. Und er genießt es immer wieder, wenn die Sonne über den Bergen aufgeht, der Himmel über dem Ozean rosig wird und sich die schwarze Wassermasse allmählich grau verfärbt.

Aber das dauert.

Noch ist alles dunkel draußen.

Er schaltet einen Lokalsender ein, um den Wetterbericht zu hören.

Regen, Regen, nochmals Regen.

Eine große Wetterfront vom Nordpazifik.

Mit halbem Ohr hört er die Lokalnachrichten. Das Übliche. Wieder vier Häuser in Oceanside abgerutscht, die städtischen Kassenwarte streiten sich, ob die Stadt vor dem Ruin steht oder nicht, und die Immobilienpreise sind erneut gestiegen.

Dann der Bestechungsskandal im Stadtrat. Im Rahmen der »Operation G-Sting« des FBI wird Anklage gegen vier Stadträte erhoben. Angeblich sind sie von Striplokalbesitzern bestochen worden, damit sie das städtische »Fummelverbot« in den Stripperclubs zu Fall bringen. Und ein paar Cops vom Sittendezernat wurden fürs Wegsehen bezahlt.

Das ist neu und doch immer die alte Geschichte, denkt Frank. In einer Hafenstadt wie San Diego ist Sex nun mal ein wichtiger Wirtschaftszweig. Einen Stadtrat zu bestechen, damit die Seeleute ihren Lap-Dance kriegen, ist sozusagen Bürgerpflicht.

Aber dass das FBI seine wertvolle Zeit auf Stripperinnen verwendet, lässt Frank kalt.

Ein Striplokal hat er seit ... wie viel? seit zwanzig Jahren nicht von innen gesehen.

Frank schaltet zum Klassiksender zurück, breitet die Leinenserviette über den Schoß und nimmt sich das Ei-Sandwich vor, während er nach Ocean Beach hinunterfährt. Er liebt diese leichte Zwiebelschärfe, kombiniert mit dem Ei-Geschmack und der Bitterkeit des Kaffees.

Herbie Goldstein war es – er ruhe in Frieden –, der ihn auf den Zwiebelbagel gebracht hat, damals, als Vegas noch Vegas war und nicht Disneyland mit Würfeltischen, damals, als Herbie mit seinen dreihundertfünfzig Pfunden die unglaublichsten Gewinne einspielte und die unglaublichsten Frauen aufriss. Sie waren die ganze Nacht auf Achse gewesen, in Shows und Clubs, mit ein paar prächtigen Bräuten, als Herbie irgendwann wieder zu ihm stieß. Sie beschlossen, frühstücken zu gehen, und bei dieser Gelegenheit überredete Herbie den widerstrebenden Frank, einen Zwiebelbagel zu probieren.

»Komm schon, Versuchskarnickel«, hatte Herbie gesagt, »erweitere deinen Horizont.«

Damit hat ihm Herbie einen echten Gefallen getan, denn Frank schmecken die Zwiebelbagel – aber nur, wenn er sie frisch gebacken in dem kleinen koscheren Deli oben in Hillcrest kauft. Jedenfalls, das Zwiebelbagel-Ei-Sandwich ist ein Höhepunkt seiner morgendlichen Routine.

»Normale Menschen setzen sich hin, wenn sie frühstücken«, hat Donna ihn belehrt.

»Ich sitze doch«, war Franks Antwort. »Ich sitze und fahre.«

Wie nennt Jill das? Die jungen Klugscheißer von heute glauben, es sei ihre Erfindung, dass man mehrere Sachen gleichzeitig machen kann. (Die hätten mal Kinder großzie-

hen sollen wie wir früher, bevor es Wegwerfwindeln, Mikrowelle und Waschmaschinen mit Trockner gab.) Also haben sie sich eine lustige Bezeichnung dafür ausgedacht – Multitasking. Ich bin wie die jungen Klugscheißer, denkt Frank. Ich multitaske.

02 Ocean Beach Pier ist der größte Pier Kaliforniens. Ein gewaltiges T aus Beton und Stahl, das in den Pazifik ragt, mit einem Stamm, der über fünfhundert Meter lang ist, bevor der Querbalken über eine annähernd gleiche Länge nach Norden und Süden abzweigt. Wenn du unbedingt den ganzen Pier ablaufen willst, hast du einen Ausflug von anderthalb Meilen vor dir.

Franks Angelladen befindet sich im oberen Drittel des Stamms auf der Nordseite, gerade so weit vom Ocean Beach Pier Café entfernt, dass der Geruch vom Angelladen die Café-Gäste nicht stört und die Café-Gäste Franks Stammkunden, die Angler, nicht belästigen.

Dabei sind viele seiner Kunden auch regelmäßige Gäste des OBP Café, und zwar wegen der Machaca mit Eiern und wegen des Krebsomeletts. Auch Frank kommt regelmäßig, denn gute Krebsomeletts (okay, Krebsomeletts überhaupt) sind nicht so leicht aufzutreiben. Wenn es die gleich nebenan gibt, macht man daher gern Gebrauch davon.

Aber nicht um vier Uhr fünfzehn morgens, obwohl das OBP Café rund um die Uhr geöffnet hat. Frank isst sein Sandwich auf, parkt den Van und macht sich auf den Weg zu seinem Laden. Er könnte auch bis vor die Tür fahren, er hat eine Genehmigung, aber wenn er nicht gerade Sachen transportieren muss, geht er lieber zu Fuß. Der Ozean um diese Tageszeit ist spektakulär, besonders im Winter. Die schwere Dünung des kalten, schiefergrauen Wassers kündigt den nahenden Sturm an. Um diese Jahreszeit ist das Meer wie

eine schwangere Frau, denkt Frank – angeschwollen, launisch, leicht erregbar. Die Wellen klatschen gegen die Betonpfeiler und explodieren zu weißem Schaum, der unter dem Pier verzischt.

Frank denkt öfter an die lange Reise, die die Wellen hinter sich haben, wenn sie irgendwo bei Japan entstehen und dann Tausende von Meilen über den Nordpazifik ziehen, nur um sich hier am Pier zu brechen.

Die Surfer werden in Scharen draußen sein. Nicht die Gaffer, die Möchtegern-Helden oder die Spinner. Die stehen am Strand, wo sie hingehören, und gucken. Aber die richtigen Kerle, die Gunners, die sind draußen, genau wegen dieser Dünung. Große Wellen, die an den bekannten Stellen losbrechen wie Donnerschläge, an den Breaks, deren Namen sich lesen wie eine Litanei des Surferkatechismus: Boil, Rockslide, Lescums, Out Ta Sites, Bird Shit, Osprey, Pesky's. Dann die Breaks zu beiden Seiten des OB Pier, Nordseite und Südseite, und weiter nach Norden – Gage, Avalanche und Stubs.

Frank wird schon kribblig, wenn er an die Namen auch nur denkt.

Er kennt die Breaks alle – das sind geheiligte Orte für ihn. Und das sind nur die in der Gegend von Ocean Beach – weiter oben an der Küste setzt sich die Litanei fort. Von Norden nach Süden: Big Rock, Windansea, Rockpile, Hospital Point, Boomer Beach, Black's Beach, Seaside Reef, Suckouts, Swami's, D Street, Tamarack und Carlsbad.

Für die einheimischen Surfer sind das magische Namen. Und nicht nur Namen: Jede Stelle bringt Erinnerungen. Frank ist an diesen Breaks groß geworden, in den goldenen Sixties, als die Küste von San Diego noch ein Paradies war, unbevölkert, unverbaut, als es noch nicht so viele Surfer gab und man praktisch jeden kannte, der da rausging.

Das waren die endlosen Sommer von damals.

Jeder Tag eine Ewigkeit, denkt Frank, als er eine Welle anrollen und am Pier zerkrachen sieht. Du bist vor Morgenrauen aufgestanden, so wie jetzt auch, hast tagsüber auf dem Thunfischboot vom Alten geschuftet. Aber am frühen Nachmittag warst du wieder an Land, dann ging's raus zu den Buddys am Strand. Bis zum Dunkelwerden wurde gesurft, gelacht und gequatscht, in der Warteschlange rumgealbert, angegeben vor den Bunnys, die dir vom Strand aus zusahen. Das war die Ära der Longboards, man hatte jede Menge Zeit, jede Menge Platz. Tage, angefüllt mit gewagten Stunts und coolen Sprüchen, mit den fetten Gitarrenriffs von Dick Dale und den Songs der Beach Boys – und sie sangen von *dir*, sie sangen von *deinem Leben*, von *deinen* Sommertagen am Strand.

Bei Sonnenuntergang haben wir immer Schluss gemacht, um ihn gemeinsam zu erleben. Für dich und die Buddys und die Girls war das ein Ritual, ein gemeinsames Erleben von ... wovon eigentlich? War es ein *Staunen*? Ein paar stille, andächtige Minuten zuschauen, wie die Sonne im Ozean versinkt, wie das Wasser glüht, orange, rosig, dann rot, und du denkst still bei dir, was für ein *Glück* du hast. Schon damals wusstest du, dass du verdammtes Glück hattest, weil du zur richtigen Zeit am richtigen Ort warst, und du warst gerade mal schlau genug, um zu kapieren, dass du's dann gefälligst auch genießen solltest.

Wenn dann der letzte rote Sonnenzipfel verschwunden war, wurde Holz gesammelt, Feuer gemacht, es wurden Fische gegrillt oder Hotdogs oder Hamburger oder was immer sich auftreiben ließ, du hast am Feuer gesessen, einer holte die Gitarre raus und sang »Sloop John B.« oder »Barbara Ann« oder einen alten Folksong, und später hast du dich mit einer Decke und, wenn du Glück hattest, mit einem Mädchen in die Büsche geschlagen, und sie roch nach Salzwasser und Sonnenöl, vielleicht durfte sich deine Hand unter ihr

Oberteil verirren, und es ging nichts über dieses Gefühl. Vielleicht hast du auch die ganze Nacht mit ihr auf dieser Decke gelegen, bist aufgewacht, zum Hafen gerannt, hast gerade noch rechtzeitig das Boot erwischt, dich an die Arbeit gemacht, und genauso lief dann der nächste Tag.

Aber so was ging nur damals – paar Stunden Schlaf, tagsüber arbeiten, bis zum Dunkelwerden surfen, die ganze Nacht rumhängen und flirten. Jetzt läuft so was nicht mehr. Wenn du jetzt über die Stränge schlägst, hast du am nächsten Morgen ein Problem.

Das waren die goldenen Zeiten, denkt Frank, und plötzlich packt ihn die Trauer. Nostalgie, so nennt man das wohl. Er reißt sich aus seinen Träumen und nimmt Kurs auf den Angelladen. Das hat man davon, wenn man an einem nassen, kalten Wintertag an den Sommer denkt.

Und wir dachten damals, diese Sommer würden niemals enden.

Nie hätten wir gedacht, dass uns die Kälte in die Knochen fahren würde.

Zwei Minuten nachdem er geöffnet hat, kommen die ersten Angler.

Die meisten kennt er – das sind seine OBP-Stammkunden, die vor allem werktags kommen, wenn die Wochenend-Angler zur Arbeit müssen. An einem Dienstagmorgen kommen also Pensionäre, die über fünfundsechzig, die nichts Besseres zu tun haben, als sich bei Kälte und bei Nässe auf den Pier zu stellen und zu angeln. Außerdem, und in den letzten Jahren mehr und mehr, kommen die Asiaten, meistens Vietnamesen, auch ein paar Chinesen und Malayrier – Leute mittleren Alters, für die das Angeln Arbeit ist. Auf diese Weise sorgen sie für einen gedeckten Tisch und staunen jedesmal von neuem, dass sie das fast umsonst dür-

fen – sich einen Angelschein kaufen, ein bisschen Köder, die Schnur ins Wasser hängen und ihre Familie von den Schätzen des Meeres ernähren.

Aber was soll's, denkt Frank. Haben das die Einwanderer nicht immer so gemacht? In der Zeitung hat er gelesen, dass die Chinesen um 1850 hier eine ganze Flotte von Fischereischunken unterhielten, bis die Einwanderungsgesetze Schluss damit machten. Dann kamen mein Großvater und die anderen Italiener, bauten ihre Thunfischflotte auf oder tauchten nach Seeohren. Und jetzt sind wieder die Asiaten dabei, ihre Familien aus dem Meer zu ernähren.

Da haben wir also die Rentner, die Asiaten und dazu noch die jungen Weißen, meist Fabrikarbeiter, die von der Nachtschicht kommen, den Pier für ihr angestammtes Revier halten und sich über die asiatischen »Anfänger« ärgern, die ihnen »ihre Stellen« wegnehmen. Etwa die Hälfte von denen benutzen gar keine Angel, sondern nur die Harpune.

Das sind keine Angler, denkt Frank, das sind Jäger, die warten, bis etwas im Wasser aufblitzt, und dann einen Bolzen abschießen, an dem die lange Schnur hängt, damit sie die Fische hochziehen können. Und es passiert immer mal wieder, dass sie einem Surfer, der am Pier aus dem Wasser kommt, mit ihrem Schuss zu nahe kommen. Deshalb hat es schon öfter Krach gegeben, und zwischen den Surfern und den Harpunenjungs gibt es reichlich Spannungen.

Frank mag keine Spannungen auf seinem Pier.

Fischen und Surfen sollen Spaß machen, keinen Stress. Der Ozean ist groß, Jungs, und hat Platz für alle.

Das ist Franks Philosophie, und jeder, der sie hören will, kriegt sie zu hören.

Alle mögen Frank, den Mann vom Angelladen.

Die Stammkunden mögen ihn, weil er immer weiß, welche Fische da sind und womit man sie ködert, und er verkauft einem nie einen Köder, von dem er weiß, dass er nichts

bringt. Die Gelegenheitsangler mögen ihn aus denselben Gründen und weil sie, wenn sie sonnabends ihren Jungen mitbringen, sicher sein können, dass er ihm das richtige Angelzeug mitgibt und ihm eine Stelle sucht, wo er was fängt, selbst wenn die Stammkunden ein Weilchen warten müssen. Und die Touristen mögen Frank, weil er immer ein Lächeln und einen flotten Spruch für sie übrig hat und ein Kompliment für ihre Frauen, das vielleicht ein bisschen anzüglich ist, aber niemals plump.

Das ist Frank, der Mann vom Angelladen, der seinen Angelschuppen zu Weihnachten ausschmückt wie das Rockefeller Center, der sich zu Halloween verkleidet und jedem, der reinkommt, Süßigkeiten schenkt, der Jahr für Jahr einen Angelwettbewerb für Kinder veranstaltet und jedes Kind, das mitmacht, einen Preis gewinnen lässt.

Die Leute mögen ihn, weil er eine Junior-Baseballmannschaft sponsert, weil er für die Trikots der Fußballjugend spendet, obwohl er Fußball hasst und nie zu den Spielen geht, weil er bei jeder Aufführung des Schülertheaters Werbefläche kauft und weil er die Basketballringe im Stadtpark bezahlt hat.

Heute Morgen versorgt er seine frühen Kunden mit Köder, dann kommt die übliche Flaute, so dass er Ruhe hat und den Surfern zusehen kann, die schon auf dem Frühtrip sind. Das sind die jungen Heißsporne, die eine Runde einlegen, bevor sie zur Arbeit müssen. Vor ein paar Jahren wäre ich das gewesen, denkt er mit einer leisen Anwandlung von Eifersucht. Dann muss er über sich selbst lachen. Vor ein paar *Jahren*? Vergiss es! Diese Kids mit ihren Shortboards und ihren Cutback-Manövern. Wenn du wirklich so was versuchst, verrenkst du dir den Arsch und musst eine Woche im Bett bleiben. Du bist zwanzig Jahre davon entfernt, mit diesen Kids mitzuhalten – du wärst ihnen einfach nur im Weg, und du weißt es.

Also setzt er sich an sein Kreuzworträtsel – auch so ein Geschenk von Herbie, denn der hat ihn auf den Geschmack gebracht. Herbie ist ihm in den letzten Tagen öfter durch den Kopf gegangen und an diesem Morgen schon wieder.

Vielleicht liegt das an dem Sturm, denkt er. Stürme bringen Erinnerungen zurück, wie das Treibholz, das sie anschwemmen. Dinge, die man längst vergessen hatte, und plötzlich kommen sie zurück – alt und abgewetzt, aber sie sind wieder da.

Er sitzt also über dem Rätsel, denkt an Herbie und wartet auf die Herrenrunde.

Die Herrenrunde ist eine feste Institution an jedem kalifornischen Surfstrand. Gegen halb neun oder neun machen die jungen Surfer den Leuten mit flexibleren Tagesabläufen Platz. Dann setzt sich die Klientel aus Ärzten, Anwälten, Grundstücksspekulanten, frühpensionierten Beamten, ein paar Lehrern im Ruhestand zusammen – Herren eben.

Diese Sorte Surfer ist offenkundig älter, meist mit Longboards und einem schlichteren Surfstil versehen, eher aufs Vergnügen als auf Rekorde bedacht, und viel höflicher. Keiner hat es besonders eilig, keiner steigt einem in die Welle, und keiner ist sauer, wenn er mal nicht zum Zuge kommt. Alle wissen, dass es auch morgen und übermorgen noch Wellen gibt. Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Meistens hängen sie draußen rum im Line-up, oder sie stehen am Strand und schwindeln sich gegenseitig was von Monsterwellen und spektakulären Wipeouts vor und erzählen Storys aus den guten alten Zeiten, die mit jeder Wiederholung immer noch besser werden.

Sollen die Kids das doch die »Rentnerrunde« nennen – was wissen die schon?

Das Leben ist wie eine saftige Orange, denkt Frank. In der Jugend presst du schnell und kräftig, um möglichst viel Saft rauszuholen. Wirst du älter, presst du langsamer, um jeden